

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 4 (1900)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Im Nebel [Fortsetzung]  
**Autor:** Litten, R.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-573649>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

standen und errichtete ihm im Bezirke Rustenburg am Krokodilflusse, in einer weit abgelegenen Kafferngegend eine Versuchsanstalt, wo er unter Assistenten von vier Schweizern und unter Mithilfe von Kaffern mehrere Monate lang eine Reihe von auf wissenschaftlicher Grundlage basierenden Versuchen streng methodisch und systematisch durchführte. Auch der englische Staats-tierarzt von Natal, Birtchford, beteiligte sich einige Zeit an dieser Arbeit. Ende 1896 konnte Theiler an die Regierung berichten, daß er mit seiner Serumimpfung bereits viele günstige Resultate erzielt habe. Als im Jahre 1897 zwei Bakteriologen aus dem Institut Pasteur in Paris nach Pretoria kamen und sich der Regierung zur Verfügung stellten, erhielt Theiler den Befehl, seine Versuchsstation in Rustenburg abzubauen und nach Waterbaal zu verlegen — 12 Meilen nördlich von Pretoria. Diese Versuche waren nur eine Nachprüfung seines Impfverfahrens und beruhten auf derselben Grundlage. Seine Serumimpfung erwies sich als gut und wurde auf einem in Pretoria abgehaltenen südafrikanischen Kongresse als die beste empfohlen. Sie fand denn auch bald im ganzen Lande Einführung. Theiler unterrichtete fünf junge Schweizer über die Art und Weise des Impfverfahrens, und diese zogen dann von Farm zu Farm und besorgten die Schutzimpfung aufs Gewissenhafteste. Nach allen diesen Erfolgen ruhte aber Theiler nicht. Er vertiefte sich in das Studium der ebenso gefürchteten Pferdepeste und machte vereint mit den beiden französischen Bakteriologen Impfversuche gegen dieselbe. Im Herbst 1897 wurde die Versuchsstation nach Belfast verlegt, auf eine Hochebene in der Höhe des Pilatus. Als gegen das Jahresende noch kein endgültiges Resultat erzielt war und bevor die Versuche einen völligen Abschluß gefunden hatten, entließ die Regierung die beiden Franzosen, Theiler aber erhielt den Auftrag, die Versuche selbstständig weiter zu führen. Schon früher hatte er der Regierung den Vorschlag gemacht, in der Nähe von Pretoria ein Vaccine-Institut, das dem Landes-tierarzt unterstellt sein sollte, zu errichten und hatte hiefür den Landdrost zu interessieren gewünscht, an dem er einen eifrigen Befürworter seines Planes fand. Er besprach sich auch darüber persönlich mit dem Präsidenten Krüger. Sein Vorschlag wurde von der Regierung dem Volksraad vorgelegt und von ihm im März 1898 genehmigt. So wurde Theiler auch Direktor des neu geschaffenen bakteriologischen Institutes, das neben der Herstellung von Lymphe sich mit dem Studium der verschiedenen Tierkrankheiten beschäf-

tigen sollte. Als im Laufe des Jahres 1898 die Blatterpepidemie wieder im Lande wütete, hat er für die von der Regierung angeordnete Impfung während der Monate Juli, August und September desselben Jahres 135,000 Lymphdröhrchen abgeliefert, gewiß eine außerordentliche Leistungsfähigkeit, die er mit seinen zehn, meist schweizerischen Assistenten und einer Anzahl von Kaffern vollbrachte. Ehre auf Ehre wurde ihm nun zu Teil, Würde um Würde ihm angetragen. Aber trotzdem ist er der einfache Schweizer, der urwüchsig Fricthaler geblieben, der mit ganzem Herzen an seinem Vaterlande hängt. Er hat in Südafrika verschiedene Schweizervereine gegründet und war auch Präsident mehrerer derselben. Manchem eingewanderten Landsmanne war er in schwierigen Verhältnissen mit Rat und That behülflich.

Im Jahre 1899 erhielt er von der Regierung die ihn freudig überraschende Mitteilung, daß er als offizieller Delegierter Transvaals an den internationalen tierärztlichen Kongreß, der im August in Baden-Baden stattfinden sollte, bestimmt worden sei. Theiler übernahm die Mission nur unter der Bedingung, daß ihm ein viermonatlicher Urlaub bewilligt werde, damit er zugleich eine Studienreise damit verbinden und namentlich in der Schweiz, in Deutschland und in Paris die bakteriologischen Anstalten, die Lymphinstitute, die Tierarzneischulen und Schlachthäuser und deren Einrichtungen studieren könne. Gern wurde ihm entsprochen und der dazu nötige Kredit ihm gewährt. So kam er in den ersten Tagen des Monats Juni in seiner lieben Heimat, bei seinen ergrauten Eltern an. Ueberall, sowohl in Paris wie in verschiedenen Städten Deutschlands und der Schweiz, fand er auf seiner Studienreise in den Fachkreisen das freundlichste Entgegenkommen.

Mit neuen Plänen und großen, berechtigten Hoffnungen auf eine glänzende Zukunft kehrte er, als die Kriegsgefahr immer drohender wurde, im September nach Transvaal zurück und kam in Pretoria am 13. Oktober, gerade am Tage des Kriegsausbruches, wohlherhalten an, allerdings ohne seine Kisten mit den verschiedenen Apparaten und Ausstattungsgegenständen für das Laboratorium, die er in Kapstadt zurücklassen mußte, da der Güterverkehr von dort nach Transvaal bereits eingestellt war. Seither stund er als Artilleriepferdearzt im Felde, im Kampfe für die Unabhängigkeit und Freiheit Transvaals, das ihm zum zweiten Vaterland geworden ist.

Ernst Meyer, von Leibstadt.

## Im Nebel.

Novelle von R. Litten, Berlin.

(Fortsetzung).

Vor 14 Tagen war es geschehen. Sie hatte Heinz in der letzten Zeit nur flüchtig gesprochen; seine junge Berühmtheit hatte sich bereits geltend gemacht, sich zwischen sie und den Geliebten gedrängt. Acht lange Jahre hatte er ihr allein gehört; jeden seiner Gedanken, seine Pläne, Hoffnungen und Enttäuschungen hatte sie geteilt; nun waren ganz plötzlich viele Menschen da, die Anspruch an ihn erhoben, die sich seine Freunde nannten, Menschen, die für den unbekanntem Maler keinen Finger gerührt hatten. Und er in seinem Glücksgefühl, in der Naivität seines ehrlichen Herzens nahm alles für bare Münze, war für jeden zu haben, der ihn als Relief für die eigene Unbedeutendheit oder aus egoistischen Gründen anderer Art in seine Kreise zog. So kam es denn, daß er selten ein Stündchen für sie übrig hatte und, wenn es geschah, müde und zerstreut gewesen war. Freilich liebevoll wie immer, aber sie merkte doch, ganz war sein

Herz nicht mehr ausgefüllt von ihr. Aber, obgleich es sie schmerzte, hatte sie kein Arg dabei gehabt. Er war ein Künstler, an dem die Welt nun Anteil hatte, damit mußte sie rechnen. Sein Bestes, sein Herz, gehörte ja doch ihr, nur ihr allein. Doch dann kam der Abend, der letzte Abend!

Sie hatten in dem Zimmer der Pension, in der sie nach dem Tode der Gräfin Rammingen ein vorläufiges Unterkommen gefunden, zusammengesessen, von Haushalt und Einrichtung sparend. Oder vielmehr sie, die nun bald sein Weib sein würde, hatte das Thema erörtert, sich liebevoll bis ins kleinste Detail desselben versenkend. Anfangs hatte er ab und zu ein Wörtchen eingeworfen, war aber bald ganz verstummt, und als sie ihn in leichter Verstimmung darauf aufmerksam gemacht, hatte er unbefangen zugegeben, daß seine Gedanken abgeschweift wären zu dem Bilde, das er demnächst in Angriff nehmen wolle. Eine berückend schöne

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Schauspielerin wollte von ihm gemalt werden, und er hatte eben daran gedacht, wie er am besten den wunderbaren Fleischton ihrer Haut und die rötlichen Lichter auf dem wuchtigen dunklen Haar treffen könne. Es hatte sie schmerzhaft durchzuckt; in dieser Stunde, an ihrer Seite dachte er einer Anderen, eines schönen und keineswegs als spröde bekannten Weibes. Aber er war eben Maler, Schönheitsanbeter, das durfte sie nie vergessen. So hatte sie denn den Kopf an seine Brust gelehnt, sich innerlich gelobend, ihm stets ein stolzes und doch demütiges Weib zu sein. Wie sie ihn in dieser Stunde geliebt, wie sie danach gelehzt, daß er ihr zuflüstere, wie so oft, so unendlich oft, daß er nur sie liebe, sie das Glück seines Lebens sei. Aber er blieb stumm; seine Gedanken weilten noch bei dem verführerischen Weibe, dessen Liebreiz seine Kunst bannen sollte.

„Dein Haar gleicht dem ihren,“ sagte er plötzlich aus seinen Gedanken heraus. „Es hat auch dieses seltene warme Braun, das ich so liebe.“

Sie sah zu ihm auf und lächelte ihn zärtlich an. Aber er bemerkte es nicht; sein Blick haftete starr auf ihrer Schläfe, wo sich ein paar kurze Lockchen eigenwillig kräuselten. Eins derselben ergriff er und betrachtete es prüfend.

„Weißt du, Schatz, was ich soeben an dir entdeckte?“ sagte er. „Die ersten weißen Haare! Hier in diesem Lockchen schimmern ein paar solcher vorwitzigen Silberfäden.“

Noch jetzt, in der Erinnerung, fühlte Elisabeth den schmerzhaften Stich, der ihr bei seinen Worten durchs Herz gegangen war. Heinz und sie waren gleichaltrig, er kaum ein halbes Jahr älter wie sie. Sie hatte in der Gleichförmigkeit ihres Daseins kaum der entschwindenden Jahre gedacht; nun plötzlich, bei seinen Worten, war es ihr gewesen, als ob ein greller Blitzstrahl vor ihr niederzuckte. Gedanken wirbelten durch ihr Hirn, die sich ihr vorher nie genahet, und deutlich vernahm sie aus dem Chaos eine Stimme, die ihr zuflüßte: „Du bist zu alt für ihn, du bist verblüht und er, dessen Genie nun anerkannt, darf die Hand nach der Jüngsten und schönsten ausstrecken. Das fühlt er, daher sein verändertes Wesen, seine Teilnahmslosigkeit; nur gezwungen macht er dich zu seinem Weibe.“

Jäh hatte sie sich aufgerichtet.

„Ich bin 32 Jahre alt, Heinz, du scheinst das zu vergessen.“

Er hatte sie erstaunt angesehen.

„Wie eigentümlich du das sagst, Liesel. Sollten dich die paar weißen Härchen wirklich so schmerzen? Ich mußte ja gar nicht, daß du so eitel bist. Komm' Schatz, sei vernünftig! Wir sind nun einmal ein paar alte Leuten; daran läßt sich nichts ändern.“

Sachend hatte er es gesprochen; aber sie, der die hämisch flüsternde Stimme die Sinne verwirrte, hatte entsagungsvolle Bitterkeit aus seinen Worten zu hören geglaubt und sich seiner Umarmung ungestüm entzogen. Bebebend hatte sie vor ihm gestanden und mit einer Stimme, die ihr selbst fremd geklungen, gesprochen:

„Du hast Recht, Heinz, an der Tatsache, daß ich ein altes Mädchen bin, läßt sich nichts ändern; aber deine Resignation ist darum doch nicht am Platze, denn — merke gut auf, Heinz — deine Frau wird dieses alte Mädchen nicht.“

Er hatte sie totenbleich angestarrt. „Du wolltest —.“

Wie befreites Aufatmen schien es ihr aus seiner Stimme zu klingen; das raubte ihr den letzten Rest von Besinnung.

„Dich freigegeben, ja,“ sagte sie, und die Worte stürzten ihr wie ein entfesselter Strom von den Lippen, „ein Band lösen, das dir jetzt bereits zur drückenden Fessel wird. Du bist nun am Ziel, bist berühmt; du kannst die Hand nach Jugend und Schönheit ausstrecken, was willst du da mit dem verblühenden Weibe? Deine schönheitsuchenden Augen würden sich bald von ihm abwenden; du würdest unglücklich sein, Heinz, und ich — ich wäre es mit dir.“

Sie hatte Gedanken ausgesprochen, die erst der Augenblick geboren, die ihr die dämonische Stimme soeben erst zugerannt.

Er hatte wie festgebannt auf seinem Platze gesessen und sie angestarrt. Nun erhob er sich langsam.

„Also für einen Schurken hältst du mich?“ sprach er heiser, „für einen Elenden, der treue Liebe so schlecht lohnen könnte?“

Sie versuchte, seinen flammenden Blicken Stand zu halten.

„Nein, Heinz, dafür halte ich dich nicht. Du bist ein Ehrenmann, der sein einmal gegebenes Wort hält, selbst wenn sein Herz dagegen rebelliert. Aber ich bin zu stolz, solch' ungeheures Opfer anzunehmen und —“ sie richtete sich hoch auf — „fühle mich nicht zur ungeliebten, geduldeten Gattin geschaffen.“

Wie im Fieber hatte sie gesprochen und wie im Fieber zog sie jetzt den glatten Reif vom Finger ihrer eiskalten bebenden Hand.

„Hier Heinz, werde mit einem jüngeren Weibe glücklich!“

Er hatte sie noch immer wie ungläubig angestarrt; nun schoß ihm das Blut glühend ins Gesicht. Seine Augen loderten, und ungestüm traf seine Hand den Ring, daß er klirrend zur Erde rollte.

„Also das ist deine Liebe?“ sprach er mit entstellter Stimme. „Ein Elender bin ich in deinen Augen, an dessen Seite du selbst elend würdest? Angst hast du vor der gemeinsamen Zukunft mit mir? Und das nach

acht Jahren treuer unge störter Liebe! Liebe?" Er lachte schneidend auf. „Wie du den Begriff verstehst, du mit deiner kleinen, vernünftelnden ängstlichen Seele, die sich mir jetzt erst enthüllt. Aus Furcht, aus feiger, selbstischer eitler Furcht, daß meine Augen ein Fältchen in deinem Antlitz, ein weißes Haar auf deinem Haupte entdecken könnten, lösest du dich von mir, unbekümmert, ob ich darunter leide? Und das nennst du Liebe, Liebe, die alles duldet, alles trägt und alles leidet?"

Ein tolles Lachen kam von seinen Lippen.

„Aber du hast Recht, daß du noch bei Zeiten deine Maske lüftest und mir den Weg weistest zu anderen weniger klugen, weniger abwägenden und bedenkenden Frauen. Die Sandori hat mich zu einem kleinen Souper für den heutigen Abend eingeladen; ich habe zwar abgelehnt, weil ich bei dir bleiben wollte; aber ich denke, ich bin ihr trotzdem noch willkommen.“

Er verbeugte sich ironisch.

„Du siehst, ich füge mich! Lebwohl!“

Sie war stumm, wie erstarrt stehen geblieben. Erst als seine Schritte im Korridor verhallt und die Thür desselben laut hinter ihm ins Schloß gefallen war, kam Leben in sie. Wie aus langem Traum erwachend, schaute sie um sich. Hatte sie das wirklich erlebt? Heinz, ihr Heinz war im Zorn von ihr gegangen? Und sie, sie selbst hatte ihn dazu gedrängt? War sie denn wahnsinnig gewesen?

Sie lief zur Thür, sie wollte ihm nach, ihn zurückrufen; aber sie begann sich wieder und zwang ein Lächeln auf ihre bebenden Lippen. Er würde ja von selbst wiederkommen; in ein paar Minuten war er wieder bei ihr, und dann würde sie jubelnd in seine Arme sinken und diese Stunde vergessen wie einen bösen Traum. — So hatte sie seiner geharrt, Stunde um Stunde, mit immer rascher jagenden Pulsen, mit immer qualvoller pochendem Herzen. Und dann, als die Uhr die zehnte Stunde verkündete, und sie die Hoffnung auf seine Wiederkehr aufgeben mußte, hatte sie sich hingesezt und an ihn geschrieben. Halb irr vor Schmerz und Eifersucht und doch so kühl und verständig, eine Ausführung dessen, was sie ihm bereits gesagt. Auch daß sie schon am nächsten Tage nach St. Beatenberg im Berner Oberlande, einen Ort, den sie oft rühmen gehört, abzureisen gedente, und sich freuen würde, einen Freundesgruß dorthin von ihm zu erhalten.

Der Brief war abgesandt, und wieder hatte sie in heißer Qual des Geliebten gewartet, ihr Zimmer ruhelos durchwandert, bei jedem Schritt von draußen, jedem Glockenzug schmerzhaft zusammensuckend. Er konnte ja nicht dulden, daß sie abreiste, daß sie hunderte von Meilen zwischen sich und ihn legte. Es war ja nicht möglich; sie war ja seine Braut, bald sein Weib.

Aber wieder hatte sie vergebens seiner geharrt. Er war nicht gekommen; es war vorbei! — — Erst heute, nachdem vierzehn lange Tage vergangen, ein Lebenszeichen von ihm, doch welches!

Elisabeth wollte wieder in heißes Schluchzen ausbrechen; doch sie bezwang sich, kühlte die brennenden Augen mit Wasser und schob ihre Schreibmappe zurecht.

„Er darf nicht ahnen, daß ich zerschmettert am Boden liege,“ murmelte sie dabei. „Ich ertrüge es nicht!“ Ihre Feder flog über das Papier. „Lieber Heinrich!“ Die Schreiberin ließ die Hand sinken.

„Heinz, lieber lieber Heinz!“ murmelte sie mit zärtlicher Stimme; dann, die Lippen fest aufeinanderpressend, schrieb sie weiter:

„Du meinst dich entschuldigen zu müssen, daß du mir erst jetzt schreibst, ich sollte es thun, weil es schon jetzt geschieht. Oder überhaupt geschieht. Denn, ich glaube mich nicht zu irren, einen diesbezüglichen Wunsch enthielt dein Schreiben nicht. Aber gleichviel, ich bin in Blaude Stimmung, und du, Armer, wirst das Opfer derselben. Wozu hätte man denn auch seine Freunde, wenn — man sie nicht ausnützen dürfte?“

Bevor ich aber die Schleusen meiner Beredsamkeit öffne, um dir von dem herrlichen, mich so ganz befriedigenden Aufenthalt hier zu sprechen, will ich dir sagen, wie es mich freut, daß es dir am schönen Rhein so wohlgerhet. In deinem Briefe singt und klingt es ja förmlich von Freiheitsjubel, man sieht dich ja ordentlich leichten Fußes durch die rebenumkränzten Berge ziehen, mit lustigen Gesellen pokulieren und schönen Frauen huldigen. Am deutlichsten aber sehe ich dich auf steilem Fels, anbetend zur Jungfrau Loreley emporschauend. Oder hast du schon eine andere Bezeichnung für Fräulein Mia? Jedenfalls wünsche ich dir viel Glück zu dem geplanten Bilde. Wenn der kleine und doch so mächtige Gott selbst die Farben mischt, muß es ja ein Meisterwerk werden. Hoffentlich habe ich später einmal Gelegenheit, es bewundern zu können. Du wirst das Bild doch im nächsten Jahre ausstellen? Oder nicht? Wirft du den Anblick deiner Durlei nicht fremden Augen gönnen? — Ich muß eben lachen, Heinrich, daß mir die Thränen ins Auge kommen. Ich denke daran, welch' eine lustige Komödie doch eigentlich das Leben ist. Vor fünf Jahren warst du in der Schweiz, das Herz erfüllt von Sehnsucht nach mir, schwärmend von der Zeit, wo du Hand in Hand mit mir, deinem süßen Weibe — du siehst, Heinz, gar so schlecht ist mein Gedächtnis doch nicht — die Wunder der Schöpfung schauen würdest. Und heute? Nun heute weile ich hier, doch — allein. Und du? Nun du bist dir treu geblieben. Noch immer sehnst du dich nach einem Weibe, nur nach einem andern wie damals. Das Gefühl ist



**Die Virtuosen.**

Gemälde von J. A. Weckesser, Winterthur.  
Im Besitze des Herrn Dr. Imhoof-Blumer, Winterthur.





geblieben, nur — eine Kleinigkeit — den Gegenstand hat es gewechselt. Wenn ich ein Dichter wäre, wie wollte ich das schildern! Die Thränen müßten jedem ins Auge treten, der es liest. Und weißt du, wie ich das Gedicht nennen würde? „Männertreu!“ Warum hast du dich eigentlich so gesträubt, Heinrich, als ich dir in richtiger Erkenntnis der Sachlage deine Freiheit wieder gab? Jetzt, wo du letztere so gut ausnuzest, so eilig alles Versäumte nachholst, siehst du doch ein, wie recht ich handelte. Und wie wenig dein Opfermuth mir gegenüber am Plage war, merkst du nun auch wohl am Ton dieses Briefes. Ja, ich fühle mich sehr wohl hier, sehr glücklich und zufrieden und danke meinem guten Stern, der mich hierhergeführt. Dies St. Beatenberg ist ein Stückchen Eden, und hier im Hôtel Blümlisalp habe ich ein in jeder Hinsicht beneidenswertes Unterkommen gefunden. Das Haus liegt herrlich. Im Rücken hat es grüne Matten, schattigen Wald mit dunklen, einsamen Wegen und lauschigen Ruheplätzen, wo es sich ungestört träumen läßt, und die Jungfrau, der Mönch, der Eiger und wie diese höchsten und allerhöchsten Herrschaften sonst noch heißen, bilden sein hehres vis-à-vis. In Betreff der ersteren, der Königin der

Alpen, hast du aber doch nicht ganz das Richtige getroffen. Ich habe mir einen anderen Liebling unter den Bergen erwählt: die Blümlisalp, die meinem Hôtel gerade gegenüber liegt und ihm den Namen gegeben. Ewiger, blendend weißer Schnee deckt die weichen gefälligen Formen ihres Gipfels; wie eine königliche Lagerstatt erscheint sie mir, in der es sich gut ausruhen ließe nach des Lebens Schmerz und Weh. — Du siehst, Heinrich, man wird in dieser Umgebung poetisch; sie ist aber auch ganz dazu angethan. In den ersten Tagen haben mich die starken Eindrücke, die ich hier empfang, geradezu erschüttert. Als ich auf einsamem Pfade, der mich weiter führte wie ich beabsichtigte, die Jungfrau gigantisch, blendend weiß, in schweigender Majestät, scheinbar dicht vor mir liegen sah, erbebte mein Herz in ungekannten Schauern. So verloren kam ich mir im Welkenraum vor, so winzig; die Thränen schossen mir ins Auge, und ich empfand heiße Sehnsucht nach einer treuen Hand, die fest und warm die meine umschloß . . . . Ich war eben nervös, der Tod meiner alten Gräfin, der Umschwung in meinen Verhältnissen war doch nicht so spurlos an mir vorübergegangen.“

(Fortsetzung folgt).

## Ein Schweizerischer Verleger in Italien.

Mit Bild.

Il Signor Ulrico Höpli, il gran librajo - editore, ist in ganz Italien ein wohlbekannter, ein hochgeehrter Mann, der größte, die italienische wissenschaftliche Litteratur so ziemlich absolut beherrschende Verleger unsers schönen Nachbarlandes, der Beschützer der dortigen Gelehrten, um den sie sich scharen wie um ihren Hort und ihre Zuflucht; daneben ist er der hochverdiente Vermittler germanischen und romanischen Geistes. Sein Name wird in der Entwicklungsgeschichte des geeinigten Italien stets einen Ehrenplatz einnehmen. Längst sehen die Italiener ihn als einen der Ihrigen an, aber wir Schweizer lassen ihn uns nicht rauben, und wenn auch das Land seiner Erfolge nicht die Schweiz, sondern Italien ist, so bleibt er doch mit seiner alten Heimat in treuer Liebe verbunden. Was er jenseits der Berge erstrebt und gewirkt hat, legt Zeugnis ab von schweizerischer Energie und Art, sowie auch von schweizerischer Affomodationsfähigkeit, die vielen unserer Landsleute in der Fremde zu Bedeutung verhilft. Es freut uns, mittheilen zu können, daß unser berühmter Landsmann bis zur Stunde allen Avancen, selbst den von höchster Stelle kommenden, sein Schweizerbürgerrecht aufzugeben und Bürger von Italien zu werden, in dessen geistigem Leben ja doch sein Leben aufgehen, wacker widerstanden hat. Er that leztthin die Aeußerung: „Ein rechter Mann wechselt weder die Religion, noch sein Heimatsrecht; als guter Schweizer, und speziell als Thurgauer, will ich leben, wirken und als solcher sterben. Das schließt ja nicht aus, daß ich Italien liebe. I ha's glaat, und so blibt's!“ Allen Respekt vor solch einem tapfern Ritter des Ordens dei Santi Maurizio e Lazzaro!

Ulrich Höpli entstammt einer wackern Bauernfamilie in Tuttwil bei Adorf, wo er den 18. Februar 1847 geboren wurde. Als der kleine Ulrich noch in den Windeln lag, that seine Mutter einen schweren Fall, infolge dessen sie sieben lange Jahre hindurch an's Bett und an den Stuhl, der daneben stand, gefesselt war. Ihr Trost und ihr Zeitvertrieb in diesem gebemnten Zustande war es nun, mit dem kleinen Uli sich abzugeben. Durch den beständigen Einfluß der Mutter, einer außergewöhnlich intelligenten Frau, entwickelte sich des Knaben

Geist frühzeitig; sie machte ihn auf hundert Dinge aufmerksam, die hätte sie ihren Geschäften nachgehen können, mit ihm kaum besprochen worden wären; sie war seine Lehrerin, lehrte ihn vor der Zeit lesen und schreiben, gab ihm Lieder und biblische Geschichten zum Auswendiglernen auf und hörte ihn darüber ab. „Der Mutter Unglück war mein Glück,“ sagt Höpli, wenn er auf seine Kindheitsjahre zu sprechen kommt. So kam es, daß er beim Eintritt in die Schule dem Lehrer und besonders den Mitschülern als ein kleiner Gelehrter vorkam. Was Wunder, daß er der mit ihm in ganz besonderer Weise vertrauten und eng verbundenen Mutter stets in Liebe und Ehrfurcht ergeben blieb. Ein Schmerz war es für ihn, daß er, als es ihm in Italien so wohl ging, sie nie dort bei sich sehen konnte: ihr körperliches Gebrechen ließ die Reise nicht zu. Dafür besuchte er sie häufig im stillen Thurgauerdorf draußen, oft zwei, dreimal im Jahr, bis sie am 1. November 1897 im hohen Alter von dreiundneunzig Jahren von hinnen scheid. Sie war stolz auf ihren Uli und sprach gerne von den stillen Stunden, da er als kleines Büblein an ihrem Bette gesessen und im Ungemach ihr Trost und der Inhalt ihres eingegangenen Lebens gewesen war.

Als der Tuttwiler Primarschule ging der Knabe an die Sekundarschule in Eschikon über, um dann in die Kantonschule zu Frauenfeld einzutreten. Er sollte, das war in der Familie ausgemacht worden, Apotheker werden. Aber siehe, ihn trieben ein unbestimmtes Gefühl und plötzlich über ihn gekommene Schulmüdigkeit ins praktische Leben hinein, und bald treffen wir ihn als gewandten Lehrling in der Schabelig'schen Buchhandlung in den Münsterhäusern in Zürich. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich noch lebhaft des gescheit in die Welt hineinblickenden, schwarzhaarigen und überaus klugen Zürichchens, wie es die Leitern hinaufkletterte, um die Bücher von den hohen Gestellen herunterzuholen, wie es freundlich die Kunden bediente, äußerst vernünftig, sogar einwenig atkflug, urtheilte, und unentschiedenen Leuten sofort anmerkte, was für sie paßte. Selten nur entließ er jemand, ohne daß ein Kauf zustande gekommen war.